

«Es fehlten ein bisschen die Highlights»

Adalbert Durrer über die CVP und seine Präsidentschaftszeit

Am Samstag kommt es zur Stabübergabe an der CVP-Spitze. Der abtretende Parteipräsident Adalbert Durrer beurteilt die CVP-Europapolitik als teilweise misslungen, die Wählereinbussen in den Stammländern als (nach pluralistischen Massstäben) nicht nur ungesund und die CVP-Politik insgesamt als erfolgreich, auch wenn diese nicht von «Highlights» geprägt gewesen sei. Das Gespräch führte Inlandredaktor Martin Senti.

Herr Durrer, Ihr Rücktritt unterscheidet sich im Stil von demjenigen des FDP-Präsidenten Franz Steinegger: Dieser hat seinen Abgang und die Nachfolge von langer Hand vorbereitet, Sie dagegen überraschten auch enge Parteifreunde.

Das stimmt. Aus meiner Fraktion habe ich nur ganz wenige Leute und nur sehr kurz zuvor eingeweiht. Privat habe ich den Rücktritt aber lange und gut überlegt. Ursprünglich wollte ich bis zu den nächsten Wahlen bleiben, habe dann aber um die Jahreswende herum mit der ganzen Europa-Geschichte und anderen Vorfällen gesehen, dass wir irgendwie in eine Sackgasse hineingeraten.

Was für andere Vorfälle meinen Sie?

Etwa die personelle Erneuerung an der Parteispitze, die nicht so recht voranging. Da wollte ich etwas bewegen und bin zurückgetreten.

Als Europa-Realo isoliert

Bei Ihrer letzten Wiederwahl als Parteipräsident machte es den Anschein, als herrsche in den CVP-Gremien nicht nur eitel Sonnenschein.

Es gab Differenzen in der Sache innerhalb des Präsidiums. So galten von elf Präsidiumsmitgliedern neun als sehr «europhil». Als Realo stand ich in diesem Gremium eher in isolierter Position. Ich habe darunter gelitten, dass wir in der Parteileitung – vor allem im Präsidium, aber zum Teil auch im Vorstand – eine für die Basis zu progressive Politik gemacht haben.

Wie erklären Sie sich das Vorpreschen der CVP-Delegierten in der Europafrage?

Es gibt verschiedene Gründe. Zum einen setzen wir in der CVP eine Frauenquote um und nehmen auch die jungen Politiker sehr ernst; und die sind natürlich zum Teil progressiver. Auch ist das Urbane, das Agglomerations-Element in den Gremien eher übervertreten. Zum anderen werden Delegiertenmandate oft von Leuten wahrgenommen, denen man eigentlich dankbar ist, dass sie das überhaupt tun. Das sind oft Leute, die neu in die Partei kommen und mit wenig Erfahrung ausgestattet sind. Und unter den älteren Delegierten

sind es oft auch etwas Unkonventionelle, die in der Kantonalpartei wenig eingebunden sind.

Floatende Stimmen der Delegierten

Man müsste also Ihrer Meinung nach die Delegierten anders bestimmen?

Die Kantonalparteien müssten vermehrt Leute schicken, die auch in der kantonalen Arbeit eingebunden sind, oder aber sie müssten gewisse Instruktionen mitgeben.

Im Sinne eines imperativen Mandats?

Es muss ja nicht apodiktisch vorgeschrieben sein, was die Delegierten zu stimmen haben, aber immerhin sollte man diesen Leuten schon sagen, wo die Sensibilitäten der eigenen Basis liegen. Man darf nicht vergessen: An Delegiertenversammlungen spielt oft eine gewisse Emotionalisierung mit, was ja an sich in der Politik nichts Negatives ist. Doch lassen sich dann Delegierte emotional von der Versammlungs-Stimmung anstecken. Das hat man bei Debatten über das Arbeitsgesetz oder die Europapolitik gesehen. Gerade wenn die Welschen mit ihrer Eloquenz auftreten, macht das vielen Eindruck.

Die Delegierten lassen sich also an den Versammlungen umstimmen?

Das ist eine Art Gruppendynamik. Ich könnte mir vorstellen, dass bei der SVP oder FDP viel mehr Delegierte mit einer klaren Meinung kommen und auch so stimmen. Bei uns gibt es mehr floatende Stimmen. Das meine ich gut einschätzen zu können, weil ich mit der Physiognomie von offenen Versammlungen recht gut vertraut bin als ehemaliger Landsgemeinde-Politiker.

Es wurde Ihnen parteiintern übel genommen, dass Sie die Europa-Parole der Delegierten kritisiert haben.

Das wurde wahnsinnig hochgespielt. Ich habe ja im Vorfeld schon gewusst, dass es ein Ja geben würde (was mir niemand geglaubt hat), und habe dann in einem Zeitungsinterview gesagt, dass die Kantonalparteien dieser Parole nicht einfach folgen würden. Das hat man dann praktisch als Auf-

ruf interpretiert, obwohl es nicht so gemeint war.

Fraktion braucht guten Coach

Man hört von Kommunikationsproblemen zwischen der ständerätlichen und der nationalrätlichen CVP-Gruppe.

In der neuen Legislatur hat die Fraktion noch nicht zur Geschlossenheit gefunden, die sie eigentlich haben müsste, um ihre volle Kraft zu entfalten. Die Fraktion ist von der intellektuellen Kapazität her sehr gut bestückt, es sind aber viele Individualisten darunter, und da braucht es ein gutes Coaching. In der letzten Legislatur waren wir relativ schnell viel homogener in der Fraktion, abgesehen von Flügelkämpfen, die wir natürlich in der breiten Volkspartei einfach haben. Man kann es aber nicht wegreden – und da verrate ich auch keine Geheimnisse –, dass es zwischen der ständerätlichen und einem Teil der nationalrätlichen Gruppe, aber auch dem Fraktionschef, gewisse Spannungen gab. Oft waren die Ständeräte deshalb zu wenig präsent in der Fraktion.

Bei den CVP-Bundesratsersatzwahlen hatte man als Beobachter den Eindruck, Sie seien als Kandidat von der eigenen Fraktion in den Regen gestellt worden.

Das war in meiner ganzen politischen Zeit sicher die schwierigste Situation. Für mich war das Bundesratsamt nicht das erklärte Ziel des Lebens, aber ich habe eine enorme Erwartungshaltung gespürt in meiner Region. Meine Kandidatur wurde an der Fraktionsabstimmung unterstützt, aber in der Vereinigten Bundesversammlung wieder fallengelassen. Ich habe hoch gepokert und das Ergebnis sportlich genommen.

Aber Sie haben sich damals sicher überlegt, das Parteipräsidium abzugeben?

Das ist nicht meine Art; es wäre der Eindruck entstanden, ich hätte das Präsidium nur angestrebt, um Bundesrat zu werden.

«Rechtsausleger»

Nun treten Sie zurück und lesen in den Zeitungen, mit Ihrem Nachfolger rücke die CVP nach rechts, gerade so, als wären Sie eher links anzusiedeln. Das muss Ihnen eigenartig vorkommen?

Ja, da muss ich schmunzeln. Bis zu meinem Rücktritt habe ich ständig gelesen, der Durrer sei ein Rechtsausleger (was er auch nicht ist). Ich stehe zu meiner bürgerlichen Position, musste aber viele Kompromisse in Richtung Mitte machen, die ich als individueller Parlamentarier vielleicht nicht gemacht hätte. Mit Philipp Stähelin, der mir politisch sehr nahe steht, gibt es also

keinen Rechtsrutsch.

Gilt das auch für das neue Gesamtpräsidium?

Das Präsidium wird kleiner und schlagkräftiger. Das alte Präsidium war wirtschaftspolitisch teilweise zu links und aussenpolitisch zu forsch. Da wird das neue Präsidium sicher eine sachlichere Politik machen. Aber es stehen nach wie vor einige Leute Mitte-links.

Rosmarie Zapfl hat ihr Amt als Vizepräsidentin zur Verfügung gestellt. Bedauern Sie es, dass es ihr François Lachat nicht gleichgetan hat?

Der personelle Wechsel an der Parteispitze war mein erklärtes Ziel. Wenn man Reformen durchführt, personell aber nichts ändern will, muss halt der Kapitän ein Zeichen setzen. Ich habe nichts gegen Herrn Lachat und anerkenne seine Verdienste. Es war mir wichtig, jungen Kräften eine Chance zu geben. Ja, ich hätte es gerne gesehen, bin aber insgesamt mit dem Ticket zufrieden.

Bestandespflege

Die CVP hat in den letzten drei Dekaden mit wenig Erfolg versucht, in den Agglomerationen Fuss zu fassen, und hat mit dieser Strategie Wähler in den Stammlanden übergangen.

Man hat 1971 mit der Gründung der CVP aus der KK und den Christlichsozialen sehr bewusst die Agglomerationsstrategie gewählt. Gemessen an Mandaten und Prozentpunkten ist die Strategie nicht aufgegangen. Wir hatten einen unverhältnismässig hohen Wählerrückgang in den Stammlanden. Das war aber teilweise auch ein normaler Prozess. Die CVP hatte dort vielfach Anteile, die unter modernen, pluralistischen Gesichtspunkten nicht mehr gesund waren. So auch in meinem Kanton: komfortable, absolute Mehrheiten, die auch zu Immobilität geführt haben.

Es gibt Stimmen, die sagen, man hätte damals mit der BGB zusammenspannen und eine überkonfessionelle Volkspartei gründen sollen.

Jawohl, der Name wurde sogar diskutiert und hätte Schweizerische Volkspartei gelautet. Für mich wäre das eine gute Strategie gewesen.

Die CVP hat aber einen anderen Weg gewählt.

Wir haben den Fehler gemacht – das war auch eine meiner sachlichen Differenzen mit Rosmarie Zapfl –, immer nach Neuem zu schießen, anstatt Bestandespflege zu betreiben und zu dem, was man schon hat, wirklich Sorge zu tragen. Gleichzeitig sollten wir uns aber konfessionell öffnen und die Jungen ansprechen. Auf dem Land haben wir mit den Jungen wenig Probleme, eher in den Städten. Wie können wir junge Frauen in den Agglomerationen besser ansprechen . . .

Wohl kaum mit einem Referendum gegen die

Fristenregelung!

...nein, das ist sicher nicht etwas, um die Jungen aus dem Busch zu holen. Aber die christlichen Parteien in ganz Europa vertreten in der Frage «Schutz des Lebens» diese Position, das gehört zu unserer Aufgabe. Ich glaube nicht, dass jemand wegen dieser einzigen Frage die CVP zum vornherein ausschliesst. Alle Parteien haben Positionen, die von den Jungen nicht geteilt werden.

Sie haben sich mit einer parlamentarischen Initiative für das Beratungsmodell bemüht, nicht zum Wasserträger von Fundamentalisten zu werden. Glauben Sie, diese Rechnung geht auf?

Natürlich besteht ein gewisses Risiko, in unheiligen Allianzen oder in den Dunstkreis von Fundamentalisten gerückt zu werden. Es gibt in dieser Sachfrage für die CVP keine Alternative, wir grenzen uns aber klar ab.

Fehlende Highlights

Wenn Sie auf Ihre Präsidentschaft zurückblicken: Wo sehen Sie Erfolge, wo Misserfolge?

Mein persönlich grösster Misserfolg war sicher die angesprochene Kandidatur für den Bundesrat. Für die Partei war die Europapolitik ein Musterbeispiel mangelnder Sensibilität gegenüber der Wählerbasis. Als Erfolg bezeichnen würde ich, dass wir die beiden Bundesratssitze gehalten haben, dass wir die zweite Frau in der Regierung stellen und dass wir neu den Spitzenrang als Regierungspartei auf kantonaler Ebene belegen. Auch die eidgenössischen Wahlen brachten uns eigentlich ein überraschend gutes Resultat, man

hatte uns etwas ganz anderes prognostiziert.

Und sachpolitisch?

Wir haben viele Vorlagen wesentlich mitgeprägt, etwa die neue Bundesverfassung, das wirtschaftliche Revitalisierungsprogramm, die Strommarktöffnung usw. Es fehlten aber ein bisschen die Highlights, die man klar mit unserer Partei in Verbindung bringt.

Ein CVP-«Highlight», das etwas befremdet hat, war der Angriff auf die Solidaritätsstiftung. Man hatte das Gefühl, jetzt will die CVP endlich auch einmal in die Schlagzeilen.

Es war keine gut vorbereitete Aktion, allerdings auch keine Durrer-Idee. Als Präsident musste ich sie aber mittragen. Die Aktion wurde in der Fraktion geboren.

Und nun wechseln Sie zur UBS, was ist dort Ihre Aufgabe?

Meine Aufgabe bewegt sich im Bereich der Politikanalyse und der Entwicklung politischer Strategien für die UBS. Mehr kann ich im Moment noch nicht sagen.

Was möchten Sie Ihrem Nachfolger mit auf den Weg geben?

Mir passt Stähelins Linie, er hat Sensibilität für die drei Ebenen des Staates, die im Bundeshaus leider oft zu kurz kommt. Ich hoffe, dass er sich treu bleiben kann. Er ist sehr erfahren und hat eine gute politische Nase. Er soll sich nicht von allen Seiten dreinreden lassen. Auch sollte er nicht zu sehr die Harmonie suchen, es dürfen auch mal die Fetzen fliegen.